

# Sprecht doch klarer

## Ein Preis für Wissenschaft in journalistischer Form

Wie weit dürfen Forscher gehen, um ihre Arbeit auch Laien zugänglich zu machen? In jedem Fall weiter als sie denken, findet Klaus Tschira. Die Stiftung des SAP-Gründers in Heidelberg vergibt jedes Jahr 30 000 Euro Preisgeld an Naturwissenschaftler aus sechs Disziplinen, die ihre Doktorarbeit in einem journalistischen Artikel verständlich aufbereiten. Sie sollen vermeiden, was Tschira in der deutschen Forschungslandschaft als traurigen Alltag erlebt: Unverständlichkeit ist Trumpf. Viel zu häufig passe eine Variante des Satzes „Credo quia absurdum est“ – ich glaube es, weil es absurd klingt.

Dabei kann, wer die eigene Forschungsleistung auf den Punkt bringt, nicht nur Preisjurys überzeugen. Der Austausch mit der Öffentlichkeit wirkt auch zurück auf die Kernaufgabe. Dirk Notz etwa, Meteorologe am Max-Planck-Institut in Hamburg und einen der früheren Preisträger, bringen Kinder im Publikum regelmäßig auf neue Forschungsfragen. Und dem Biologen Claudio Tennie half die Teilnahme, seine Erkenntnisse aus der Primatenforschung auf eine einfache Formel zu bringen: „Schimpansen können nur lernen, was sie selbst erfinden könnten“. Seither, sagt Tennie, traut er sich auch bei Vorträgen vor Fachpublikum viel stärkere Aussagen zu. Noch wichtiger seien kondensierte Thesen für das Gespräch auf dem Flur. „Es erstaunt mich, wie wenige Forscher in zwei Sätzen formulieren können, woran sie arbeiten“, sagt Tennie. Stattdessen holten sie zu einstündigen Vorträgen aus.

In seinem preisgekrönten Text schreibt der Forscher am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig, ein Affe könne von einem anderen Affen nicht lernen, wie man eine Nuss knackt, sondern nur, dass sie grundsätzlich knackbar sei. Affen können also nicht nach-äffen. Sie müssen ihre Tricks immer wieder neu erfinden, während der Mensch kulturelle Leistungen über Tausende von Generationen weiterentwickelt hat. „Deshalb bauen Affen keine Wolkenkratzer“, sagt Tennie. Das sitzt.

Allerdings verfassten fünf der sechs ihre Beiträge nach Feierabend, weil „für so was“ tagsüber keine Zeit bleibt. „Amerikaner schreiben sogar TV-Auftritte in ihre Publikationslisten, das ist hierzulande undenkbar“, sagt Tennie. Viele Forscher scheuen sogar Medienkontakt aus Angst, falsch zitiert zu werden. Lange war auch einfache Sprache verpönt, besonders vor Fachpublikum. Das ändert sich. „Selbst Fachgutachter schätzen verständliche Thesen“, sagt der Chemiker Thomas Böttcher, „denn außerhalb ihrer eigenen Spezialisierung sind sie doch auch nur vorgebildete Laien.“ Er hat ein Verfahren entwickelt, um multiresistente Bakterienstämme zu entwaffnen, noch bevor sie frische Wunden besiedeln. Eine Erfindung mit öffentlicher Wucht, könnte der Wirkstoff doch die immer häufiger versagenden Antibiotika beerben.

Besonders pointiert formuliert die Preisträgerin in Physik. An metallischen Oberflächen im Körper fließen Elektronen zum Sauerstoff „wie auf einem Basar das Geld vom Kunden zum Händler“, schreibt Julia Zimmermann. Elektronen als Währung – das ist Oxidation, gut erklärt, wichtig für die Materialwahl bei Prothesen. Als einzige Preisträgerin verlässt Zimmermann die Forschung. Als Fraunhofer-Referentin für EU-Projekte erlebt sie täglich, wie stark öffentliches Interesse, vermittelt über Medien, die Wahl millionenschwerer Forschungsprogramme der EU beeinflusst.

Nicht jedem der jungen Forscher ging die Sprache leicht von der Hand. „Ich habe auf Nachrichtenseiten ausgewertet, ob ‚Protein‘ oder ‚Eiweiß‘ der gängigere Begriff ist oder ob man statt ‚Erbgut‘ auch ‚Genom‘ schreiben kann“, erzählt Christof Winter, der so tief in der Fachsprache steckte, dass er seinem Sprachgefühl misstraute. Sein Text heißt „Gen-Google für die Krebstherapie“. Der Bioinformatiker hat einen Algorithmus entwickelt, der Verknüpfungen zwischen bestimmten Genabschnitten analysiert und bewertet, wie entscheidend sie für die Überlebensdauer von Krebspatienten sind. Winter fand heraus, dass es sich mit den Genen in der individuellen Krebstherapie verhält wie im sozialen Leben: „Man steigt im Ansehen, wenn man sich mit wichtigen Leuten umgibt.“

„Eigentum verpflichtet – das gilt auch für Wissen und Können“, sagt Bernhard Eitel, Rektor der Universität Heidelberg, bei der Preisverleihung. „Eine formalisierte Abfrage der Aktivitäten in diesem Bereich bei der Einzelförderung gibt es aber nicht“, heißt es bei der DFG. Ähnlich klingt es bei Helmholtz, Leibniz, Fraunhofer. „Bei der Berufung einzelner Wissenschaftler spielt es leider nach wie vor keine Rolle, wie gut jemand seine Forschung öffentlich vermitteln kann“, klagt Klaus Tschira. Selten gibt es mehr zu ernten als vages Wohlwollen. In den Vereinigten Staaten hingegen habe jede gute Universität ein Writing Center. „Dort bricht sich ein Nobelpreisträger auch keinen Zacken aus der Krone, wenn er ein populärwissenschaftliches Buch schreibt – bei uns offenbar schon“.

NIKLAS SCHENCK